

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Beglückung.

Man kann an den ärmsten Dingen der Erde vorübergehn und nichts sehn.
Manchem aber wird in einer hilflosen Gebärde eine Erkenntnis, ein Sich-Erkennen, eine Welt aufgedehnt

Daß viele im Elend und harten Plagen ganz allein sind im unbarmherzigen Tag.
Und er reißt die Hände, die Seele, um mitzutragen, und weiß, was ihn zu beglücken vermag:

Eine Seele, die aus qualvollem Ringen aufglüht, wenn brüderliche Kraft ihr von der Befreiung singt, eine Welt unter des Todes dunkel-trotzlosen Schwingen, in der ein Erblühen die Fackel des Lebens schwingt . . .
Daus Gathmann.

„Von roten Ketten macht Euch frei . . .“

Zeitbilder von Willi Birnbaum.

I.

„Denk an Sozialisierung, Kommunalisierung, Steuern und Finanznot — bei der Preußenwahl!“ Im Ortsblatt ist's zu lesen und dem Mittelstand gelten diese Worte. Dem braven Bürger grüßelt; der Funke wirkt, Entrüstung lodert auf: Mein Brot, meine Existenz will man mir nehmen . . . Der „kleine Mann“ gerät in immer größeren Eifer; er, dem sonst die Ruhe über alles geht, eilt in die Versammlung der Deutschen Volkspartei, vernimmt Stichworte wie im Rausch: Vaterland . . . Revolution . . . Dolchstoß von hinten . . . Anarchie . . . Bolschewisten . . . Unerträgliche Schuldenlast . . . Steuern für den Mittelstand . . . Futterkrippen . . . Mittelstandsretter: Die Deutsche Volkspartei!

Es brennt sich der Bräde beruhigt eine schwere Zigarre an, das sänsigt die Nerven. Er kümmert sich sonst nicht um Politik — das gibt nur Mißbehagen und Unrast —, aber in solchen Zeiten muß man schon ein Opfer bringen . . .

Auf dem Heimwege geht ihm ein Zwischenruf immerfort durch den Kopf: „Ist Stinnes auch Mittelstandsretter?“ Das klang so höhnisch, so wuchtig. Aber der Redner hatte nicht darauf geantwortet. Ob er es nicht vernommen? Das konnte nicht sein. Er hatte auch schon den Namen mehrfach gehört und gelesen. Er druckte und druckte, und wollte seinen Begleiter, den Bäckermeister, um Aufschluß bitten — aber er fürchtete sich zu blamieren, weil er so wenig von Politik verstand . . .

II.

O ja, man mußte es der Stinnespartei lassen, sie verstand ihr Geschäft. Diesmal war es ein „Arbeitersekretär“, der im Nachbardorf zu Industriearbeitern sprechen sollte. Meiner Gesinnungsgenossen waren ganz entrüstet, wie man dieses den Industriearbeitern bieten konnte. Ich beruhigte sie schließlich mit dem Hinweis: Wir werden hingehen und sehen, wer die Pimpel sind.

An die hundert Männer und Frauen waren erschienen; einige Oberlehrer, einer der Herren Direktoren, mehrere Prokuristen, der Bürgermeister und Bureauvolf männlichen und weiblichen Geschlechts saßen in bunter Reihe neben- und hintereinander.

Endlich kam auch der Redner des Abends, der Herr Arbeitersekretär, Abgeordnetenandidat in diesem Kreis. Was tut es, daß er an siebenter Stelle prangte? Ob er vielleicht noch nicht ganz zuverlässig war? Nun, was der frühere „Arbeiter“ breitpurig an ökonomischer und historischer Wissenschaft verzapfte, ließ diesen Zweifel nicht zu. Auf seine Arbeitererfahrung tat er sich viel zugute, sprach gelassen das große Wort: Wir müssen „intensiv“ arbeiten, länger rackern, mehr entbehren, dem Franzmann die Lüre weisen, einen starken Führer, einen Monarchen haben. Und schließlich lobte er Stinnes ob seiner Tüchtigkeit (dessen „Nationalismus“ in Spa verschwieg er wohlweislich). Und als ihn Zwischenrufer auf die

ungeheuren Reichtlümer dieses Einen und die Finanznot des Reiches als auch die Lebenshaltung der Arbeiter verwiesen, erklimm der Sprecher der Rede höchsten Gipfel: „Auch der Mann kann sich nur jattessen! Und überdies trägt er keine Bügelfallen an den Hofen wie die Herren Arbeiterminister!“

Da erglänzten einige hohe Gesichter und lächelten zustimmend, ein paar Bureau Damen und Bürgerfrauen setzten Mienen des Mitleids auf: Wie bescheiden! dachten sie. Buchhalter und Prokuristen aber schauten wohlgefällig an ihren Hofenbeinen hinunter.

III.

Direktor Roth hatte von seiner Partei neben einer Zahl Karte und einem Rundschreiben einige auch für ihn brauchbare Winke zur Stimmungsmache für die Landtagswahl erhalten. . . . Nun — man konnte es ja versuchen.

Den Bureauvorstehern des großen Werkes wurden Aufnahmes- und Sammellisten für ihre Unterstellten ausgehändigt. „Rein Zwang natürlich, meine Herren!“ So hatte er seine kurze Anweisung beendet. Das war Diplomatie. Die zwölf Bureauvorsteher waren ihm von vornherein sicher und mancher andere würde sich schon noch dazufinden, so dachte er insgeheim. Und schließlich hatte er doch als Kandidat auch die Pflicht, für die Partei zu „werben“. An jedem Vormittag ging er fortab bis zum Tage der Wahl durch die Bureaus, tat ein wenig weniger gestrenge, ja, fand hier und dort ein wohlgefälliges Wort. Und manches Auge blickte wohlgefälliger ihm nach. Der verlässerte, gefürchtete Herr Direktor stieg merklich in Stimmungsurse.

Eine Sorge aber umdrängte des Direktors Hirn noch: Wie konnte er die Arbeiter fassen, ihnen imponieren. Da kam ihm eines Morgens der rettende Gedanke. Er ließ den Abteilungschef für Arbeiterwohlfahrt kommen und besprach mit ihm die „Lage“. Befriedigt gingen die Beiden nach einständiger Konferenz auseinander. In den folgenden Tagen las man an allen Anschlagbrettern in Betrieben, daß Stoffe, Anzüge, Hofen, Unterwäsche, Stiefel zu Spottpreisen vom Werk zu entnehmen seien. Der Herr Abteilungschef hatte schließlich durchblicken lassen, daß solches nur dem „sozialen“ Empfinden des Direktors und seiner Einsicht in die schlechte Lage der Arbeiter zu verdanken sei.

IV.

Ein Kommunist verteidigte mir gegenüber seine Diktaturgefäße mit dem Hinweis: Wir sind das Proletariat! 95 Proz. von Deutschlands Einwohnern sind Arbeiter, also haben wir ein Anrecht, in ihrem Namen über sie zu gebieten. Junker und „Aristokraten“ sehen im Volk den Böbel und Mob, der sich nicht selbst regieren könne, vielmehr beherrscht werden müsse. Nur sie sind die „natürlich“ Berufenen. Demweisen wir aber zuzeiten im Zeichen der gleichen Staatsbürgerrechte stehen und Stimmen Geltung und Gewicht erlangen — gilt's die „große, indifferente Masse“ zu bedämpfen.

Der allmächtige Presseschef eines mächtigen Pressekonzerns erließ darum folgendes Gebot: Was vom Gegner ist, reißt herunter, koste es, was es wolle! Lobet die gute, alte Zeit mit den „arischen“ Herren und Geblietern, schimpfet die Juden, wehret der „Begehrlichkeit der Massen“, predigt Idealismus, Entfagung, Aufbauwille, schürt den höllischen Brand der Selbstpeinigung im sozialistischen Lager, werket mit Sannu die Führer, höhnet ihrem „Drängen zur Futterkrippe“, laßt fließen die trüben Wasser der Berleumdung! So als ewer Wirken, ihr Schreiber im Solde eures Herrn, wird es Frucht tragen wie nimmer Vernunft und Wissenschaft es vermögen; denn wißt: die Menschen träumen zu Sternen und stürzen über Kleines zur Erde, schauen dem Schmutz und glauben euch, wenn ihr ihnen wels' sagt, so sel die Welt! . . .

Der ich es selbst nicht vernommen, hätte nur das ihm erwidert: Wir wandeln weder in Schnafuchs-Sternen noch liegen wir im Egoismus-Rot; dieser Gang ist der eines Mannes: aufrecht! — unser Wirken: Wegbahnen! — unser Ziel: Freudebringer allen!

Der „großen Masse“ nur das Eine: „Volk gib ach ill“

Biene und Baumeister.

Von Helmuth Falkenfeld.

Das „Kapital“ von Marx will, wie schon aus seinem Untertitel hervorgeht, vor allem die politische Ökonomie, die Form der gesellschaftlichen Arbeit kritisieren. Marx interessiert nicht das Psychologische an der Arbeit, sondern das Ökonomische. Er will mit anderen Worten nicht feststellen, wie die Seele und was die Seele in der Arbeit erlebt, sondern wie sich wirtschaftlich das Verhältnis von Arbeitsprozeß und Arbeitslohn darstellt. Die wenigen Stellen nun aber, die im „Kapital“ von der Psychologie der Arbeit handeln, sind von einer so großen sprachlichen wie gedanklichen Kraft, daß sich ihrer Schönheit auch der nicht entziehen kann, der nicht Sozialist und nicht Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung ist. Jeder Forscher aber, der Psychologie der Arbeit treiben will, muß sich mit den Bemerkungen zur Psychologie des Arbeitsprozesses bei Marx zum mindesten bekannt gemacht haben.

Im 1. „Arbeitsprozeß“ betitelten Abschnitt des 5. Kapitels des 1. Bandes unternimmt es Marx unter anderem, den Unterschied zwischen der menschlichen und der tierischen Arbeit überhaupt festzustellen. Er entdeckt hier sozusagen ökonomisch den Vorzug des Menschen vor dem Tier, wenn er sagt: „Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachsellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war.“ (S. 140 der 8. Aufl. Hamburg 1919.) Es ist interessant, sich daran zu erinnern, daß auch Schiller, als er den wesentlichen Unterschied des Menschen vom Tier (und von Gott andererseits) feststellen wollte, das Beispiel der Biene heranzog:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teiltest du mit vorgezogenen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Aber Schiller fand den Unterschied da, wo er leichter zu finden war: Die Tiere verrichten nur zweckvolle, d. h. den unmittelbaren Lebensbedürfnissen dienende Arbeit, während der Mensch in der Kunst ein Gebiet besitzt, in dem zweckfreie Arbeit, d. h. nicht unmittelbaren Lebensbedürfnissen, sondern höheren Seelenbedürfnissen dienende Arbeit geleistet wird. Marx dagegen steigt noch tiefer in das Gebiet hinab, das der Mensch mit dem Tiere gemeinsam hat, das Gebiet der zweckvollen, unmittelbaren Bedürfnissen dienenden Arbeit, und entdeckt noch hier einen wesentlichen Unterschied von Mensch und Tier. Er, der große historische Materialist, dient so der Sache des Idealismus dadurch, daß er den Vorzug des Menschen vor dem Tier auf dem Gebiet der materiell zweckvollen Arbeit feststellt, viel mehr als der ältere Idealismus, der das übertierische Wesen des Menschen in der Fähigkeit zweckfreier Produktion sah. Die zweckvolle Arbeit, die die Biene verrichtet, entpuppt sich bei näherem Zusehen als eine ohne die Vorstellung des zu verwirklichenden Zweckes geleistete Arbeit, die zweckvolle Arbeit dagegen, die der Mensch verrichtet, ist eine mit der Vorstellung des zweckvoll zu schaffenden Objektes verbundene und mit ihr beginnende. Jeder Arbeiter, auch der, der die geringsten körperlichen Arbeiten verrichtet, ist ein Verwirklichter innen vorgestellter Dinge in der äußeren Raumwelt. Hier liegt nicht nur der wesentliche Unterschied des arbeitenden Menschen vor dem arbeitenden Tiere, sondern auch der Anfangs- und Grundsatz aller Psychologie der menschlichen Arbeit. Zugleich auch gewinnt der ökonomisch so bedeutsame Begriff der „Arbeitszeit“ seinen ganzen folgenreicheren Sinn. Arbeitszeit ist nämlich nun nicht mehr nur die Zeit, in der sich der Mensch in arbeitender Bewegung befindet, sondern die Zeit, in der beständig das innere Vorstellungsvermögen damit beschäftigt ist, das innen Vorgestellte in die äußere Welt zu übersehen. Oder, wie es bei Marx heißt: „Außer der Anstrengung der Organe, die arbeiten, ist der zweckmäßige Wille, der sich als Aufmerksamkeit äußert, für die ganze Dauer der Arbeit erheischt.“ (S. 140.) Jetzt erst ist klar, was die Begriffe Arbeitszeit und weiterhin Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel bedeuten. Marx hat sozusagen die Größe und die Schwere der menschlichen Arbeit als menschlicher Arbeit entdeckt, indem er den naturalistischen Wahn wügte, der glaubt, Arbeit des Menschen sei nutzbringende Bewegung gleich der nutzbringenden Bewegung mancher Tiere. In der Arbeit des Menschen lebt vielmehr der ganze Mensch, der Mensch, der ein Innen hat und der Mensch, der außen nützliche Bewegungen ausführt — der Mensch, der das Innen und das Außen hat und diese Kluft als Arbeitender überwindet. Darum heißt auch bekanntlich diejenige Zeit am besten die Stunden der Seele, die zumeist Arbeitszeit ist.

Man sieht, der große Logiker der Ökonomie der Arbeit war in den wenigen Bemerkungen, die er dem Arbeitsprozeß als psychologischem Ereignis widmete, auch ein großer Psychologe. Und vielleicht konnte nur einer, der so tief die Seele des arbeitenden Menschen begriff wie Marx, so sehr um den ökonomischen Sieg des arbeitenden Menschen kämpfen.

Die Kunst in Sowjet-Rußland.

Ueber den Zustand der Künste unter der Räteherrschaft, über die Lage der Künstlerschaft dort sind so widerspruchsvolle Berichte zu uns gekommen, daß die Ausführungen Arthur Holtschers in seiner Artikelserie „drei Monate in Sowjetrußland“ (in der „Neuen Rundschau“) mit ihrem Bestreben zu charaktervoller Objektivität besondere Beachtung verdienen.

Wer nach Petersburg kommt, so erzählt er, der findet auf dem Newski eine riesige Säule von dem überlebensgroßen Kopf Lassalles getront, außer den beiden Marmorfasen mit der eingravierten Sowjetverfassung im Smolny-Institut, das schönste was er an neuer Kunst dort zu sehen bekam, wird monumental in der Dämonie des Tribünen, der Kopf aus dunkelgrün geöntem Gips, die Säule aus gipsbestrichenem Holz, deren übereinandergeturmte Quadern verschoben sind. Alle Postamente der Denkmäler der Räteherrschaft sind so aus dem Gleichgewicht gerückt, was heißen soll, daß überhaupt die Grundlagen dessen, was wir als Ruhm, Ewigkeit, Menschengröße anzusprechen gewohnt waren, in den letzten Jahren einen Stoß erhalten haben, wie von einem moralischen Erdbeben. Unendlich an Zahl sind die Marx-Denkmäler, bald steht er wie ein vorgerückter Kanzleirat mit dem Zylinder voll Regenwasser da, aber auch als assyrischer Löwentopf, als Sonnengott mit zerflatternder Mähne und Fächerbart. Nach ihrer Revolution hatten die Bolschewisten alle die Futuristen, Kubisten und anderen Atelierebellanten mit richtigen Revolutionären verwechselt und sich an allen Straßenecken austoben lassen. Inzwischen merkten sie, daß das Volk durch die Kapriolen in keinem revolutionären Ertz nicht im geringsten angefeuert wurde. Nun kamen an Stelle der Kubisten usw. die Dachdecker und Maurerpoliere und errichteten Kunstwerke auf öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Gebäuden auf ihre Art. In Moskauer Ausstellungen sah Holtscher den Kandinsky bereits als akademischen Klassiker überholt. Aus dem Lohwobohu dieser Ausstellungen geht hervor, daß in die Akademien nun jedermann aufgenommen werden kann und muß, der von der Straße hereinkommt und Kunst lernen will. Hunderte von jungen und älteren Leuten melden sich, aber von allen erscheinen in der Klasse kaum vier oder fünf, denn nach der täglichen Arbeitszeit und der Last und Qual der Lebensmittelerholung noch Lust und Spannkraft zur Kunstübung? Das Petersburger Winterpalais ist Museum der Revolution, mit einem Sammelarium moderner Materiel, von Schularbeiten, Herbarien, primitivem Hausgerät, Entwürfen für das Liebknecht-Luxemburg-Denkmal. An der Petersburger Akademie arbeitet Latkin, der seine Denkmäler aus Maschinenteilen zusammensetzt, aus Laten, ausgedienten Wasserleitungshähnen, Blechbüchsen, Gummischnullern, Schürhaken, geborstenen Treppengändern. Holtscher nennt ihn in der Tat den repräsentativen Künstler dieser Epoche; denn wo man nun in Rußland einen Haufen von zerbrochenen Gebrauchsgegenständen, ausrangierten Lokomotiven, zerfallenen Bretterbuden finde, sage man sofort: Latkin.

Das Volk der Städte, das wenig zu essen hat, füttert das Sowjetregime dafür mit Spielen. In den Opernhäusern entfaltet sich allabendlich Pomp und Farbenpracht der ehemals kaiserlichen Opernausstattungen. Holtscher erzählt von meisterhaften Aufführungen, von den Tausenden von Kindern, die die Ränge füllen und deren Jubel sich nach den Balletten zum Barokismus steigert. Der Metallarbeiterverband Petersburg hat sich beschwert, daß die Räteregierung für Ballette mehr Geld ausgibt als für den Verband. Holtscher hörte Künstler klagen, daß Lunatscharski, der Volkskommissar für Aufführung, Ballettgesellschaften im ganzen Land herumhebe, wo doch die Bauernweiber sich vor den nackten Weinen befreuzigten und davonliefen. Aber der Tanz ist ja dort ein Element der Volk. amst. Das Schauspiel wird weniger begünstigt. Stanislawski, der auch bei uns bekannte große Erneuerer des modernen Theaters, spielt leichte Stücke, die die Lebensgeister der Schauspieler und Hörer beschwingen — zu ernster Arbeit reicht die Konzentration nicht. Bühne und Kampe gibt es nicht mehr, von „Was ihr wollt“ spielt manche Szene im Zuschauerraum, ja im Bestül und in der Garderobe und in der Zweikampfszene jagten sich die Schauspieler durchs ganze Haus. Überall gibt es Theater für politische Satire. Als großartigsten Eindruck schildert Holtscher die Aufführung des historischen Schauspiels „Die Ermüdung des Winterpalais“ am Revolutionsfeiertag auf dem Ploche seß, und unter Mitwirkung von Hunderttausenden, unter dem Donner der Aurora, des Kriegsschiffs, das im November 1917 das Winterpalais bombardierte und nun von dem selben Fleck der Neva aus seine Kanonen abfeuerte, um die Aufführung zum Erlebnis der Revolution selbst zu erhöhen.

Verhungert, ausgehungert sind alle die bittenden Künstler, Dichter, Musiker, die Holtscher in Rußland sprach; sie verdursten nach der Kultur der Außenwelt. Das Volkskommisariat versuchte vergebens, die Blockade in dieser Hinsicht zu lindern, und immer mehr geraten die Intellektuellen in Konflikt mit den herrschenden, Individualisten, die sie sind. Komitees bestimmen, wer als Künstler anzusehen ist und wer nicht.

Der Totenbaum.

Eine seltsame Geschichte von Mag Ed. Troll.

Er steht mitten in einem großen Hof. Einsam und allein. Wie ein mächtiger Riese, der nichts an sich aufkommen läßt. Ringsum stehen in einem großen Rechteck himmeltragende Häuser. In ihnen wohnen meist Arbeiterfamilien, die ihr knappes Auskommen haben. Ihnen ist er in den sommerlichen Abendstunden ein Labfal. Die sattgrünen Blätter ragen wie zum Gruße zu fast allen Fenstern herein. Am Tage spielen die Kindercharen in seinem Schatten und beim Einbruch der Dämmerung halten die Bewohner der Mietskaserne unter seinem Blätterdache Zwiesprach. In dem Dickicht der Kronen nisten sich alljährlich zur Maienzeit zahlreiche Vögel ein und zwitschern in hellen Tönen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. So ist er der Liebling aller geworden.

Und doch haben die Bewohner eine unaussprechbare Furcht vor dem Baumriesen. Manches Jahr grünt ein Ast nicht. Wie das Gebein eines Skeletts hängt er dann zwischen den Zweigen und die Sage sagt, wohin er zeige, dort müsse ein Menschenkind im Laufe des Jahres sterben. Und die alten Leute, die den Baum auf seine Scherkrast nachgeprüft haben, wollen versichern, daß es immer eingetroffen sei.

Und auch die Jüngeren konnten es bekämpfen. So erst im vorletzten Jahr. Da zeigte mitten aus dem Grün ein kahler Ast nach einem Fenster im zweiten Stockwerk gerade dorthin, wo die alte Schmidtwitwe wohnte. Die hatte ja schon 65 Jahre auf dem Rücken. Aber sie war noch rüstig und stink. Und lustig und fidel war sie. So gar nicht das, was man unter einem alten Weib versteht. Kein Mensch hätte im Winter in den seltsamen Gestirnen wandeln sollte. Da kam nach einem strengen Winter ein warmer Frühling. Der Kastanienbaum blühte. Nur ein Ast blieb dürr. Eben der, der nach dem Fenster der alten Schmidtwitwe seinen Totenfinger streckte. Die alte Schmidt glaubte an die Scherkrast des alten Baumes, sie hatte das sichere Gefühl, noch in diesem Jahre sterben zu müssen. Aber nicht, daß sie diese Erkenntnis trüb und traurig machte. Im Gegenteil, sie war lustiger als zuvor. Und wenn die Leute sie so bemitleidend ansahen, so lachte sie ihnen ins Gesicht und sagte: Was seid ihr denn so dumm und kümmernd euch um meinen Tod? Es ist wahr, ich weiß, daß ich bald sterbe. Aber darum braucht man doch nicht traurig sein. Wir Menschen müssen ja alle einmal sterben. Ob ein bißchen früher oder später, das ist doch gleichgültig. Daher soll man die verjüngten Tage gut und fröhlich verbringen und lachend dem Tode entgegengehen.

War sie aber allein in ihrem Witwenstübchen, dann kam doch ab und zu eine traurige Abschiedsstimmung über sie. Sie wäre noch so gerne auf der schönen Welt geblieben. Kam es ihr aber zum Bewußtsein, daß sie wehmütig wurde, so nahm sie von der Kommode das Bildnis ihres seltsamen Mannes und blickte es fest an, gerade als wollte sie ihm in die Augen schauen. Zwanzig Jahre war er damals alt gewesen, als er sich hatte photographieren lassen. Und kurz vor der Verlobung hatte er sie ihr gegeben.

Gerade so jung und lebensfrisch wie auf dem Bilde mußte ihr Seliger sein, wenn sie sich im Jenseits wiedersehen würden. Sie küßte das Bild und leise unter Tränen stammelten ihre Lippen: „Wir sehen uns ja wieder.“

Diese Worte ließen ihr Gesicht verklären, und wie heller Sonnenschein leuchtete es in ihren Zügen auf. Aus einer Schublade holte sie weißes Linnenzeug hervor, und nun begann sie zu nähen. Bangsam machte sie Stich um Stich, damit sie alle gleichmäßig würden. Sie arbeitete bis in die späte Nacht hinein. . . sie nähte an ihrem Totenhemd.

Am anderen Morgen ging sie zum Schreiner nebenan und bestellte für sich einen Sarg. Der Meister vermeinte einen dummen Scherz zu hören. Sie aber bestand darauf, suchte sich das Holz aus und wählte die Farbe und den Beschlag. Dabei war sie so heftiger Dinge, daß der Schreiner sie für nicht mehr „richtig“ hielt. Sie bezahlte die Kosten für ihren Sarg und gab dem Schreiner den Auftrag, den Sarg in ihre Wohnung zu bringen innerhalb zweier Tage. Als nun der Sarg in ihre Wohnung getragen wurde, da weinten die Frauen im Haus, denn sie alle wußten, warum die alte Schmidt diese Vorbereitungen traf.

Sie ließ den Sarg in ihre Wohnung stellen, und als die Schreinergefallen fort waren, nahm sie die in der Nacht angefertigten Kissen und legte sie sehr sauberlich hinein.

Es war an einem hellen, schönen Sommertage, da hatte sie sich auf die Bank unter dem Kastanienbaum gesetzt. Das Bild ihres Mannes hatte sie mit in den Hof genommen, und abwechselungsweise blickte sie auf das Bild und den dürren Zweig in dem grünen Geäst, ihren Todesmahnner. Ihren Kopf hatte sie dabei leicht an den Stamm angelegt, das Bild ihres Seligen hielt sie in den Händen. So war sie in den Schlaf gesunken, aus dem es kein Erwachen mehr gibt.

In dieser Stellung fanden sie auch die Nachbarn. Der Leichenzug, der die alte Schmidt zum letzten Gang begleitete, wollte kein Ende nehmen. Draußen auf dem Berg, abhang gelegenen Friedhof legte man sie, wie sie es gewollt hatte, in das Grab ihres Mannes.

Die junge Näherin.

Im nächstfolgenden Frühjahr war man nach dem Erlebnis des Vorjahres in ängstlicher Sorge darum, wen dieses Jahr das Schick-

sal treffen sollte. Tag für Tag sahen alle Bewohner nach dem Baum, und jeder merkte sich genau den Ast, der nach seinem Fenster zeigte. Dieser Zweig wurde nicht aus den Augen gelassen. Morgens beim Aufstehen sahen um die gleiche Zeit aus den Fenstern die Bewohner danach, ob ihr Zweig denn noch keine Knospen habe. Draußen in den Parkanlagen knospete es schon, und am Kastanienbaum war noch nicht das geringste zu sehen. Das brachte in die Mietskaserne eine krankhafte Nervosität.

Da kam eine linde Nacht, in der schwacher Landregen einsetzte. Am anderen Morgen sah man an den Fenstern fröhliche Gesichter. Der Baum hatte Knospen getrieben.

Gegenseitig rief man sich zu: „Mein Ast hat geknospet.“ Und man gratulierte sich gegenseitig so herzlich, als wenn jeder das große Los gewonnen hätte. Nur oben im vierten Stockwerk stand ein weibliches Wesen, ein Näherin, etwa 21 Jahre alt, mit hübschem Gesichtchen und schönen blauen Augen, aus denen Tränen die Wangen hinabrannten. Ihr Ast hatte keine Knospen bekommen, und sie wollte doch noch nicht sterben.

Gerade im Gegenteil: Leben wollte sie und leben lassen. Heiratete wollte sie an Pfingsten, und zwar einen Gefellen von dem Schreiner nebenan, der der alten Schmidt den Sarg gezimmert hatte.

Ihr Bräutigam wohnte auch im vierten Stock des Hauses, sein Fenster war gerade dem der Näherin gegenüber. Sein Nestchen hatte geknospet. Jubelnd wollte er es ihr zurufen, da sah er ihr vermeintes Gesicht. Er ahnte warum.

Die Näherin küßte die mitleidigen Blicke ihrer Mitbewohner auf sich ruhen, wenn sie mit gesenktem Kopfe sich sehen ließ. Und oft hörte sie die Worte hinter sich nachhallen:

„So jung und schön und schon sterben müssen.“

Da richtete sich in ihr fest und stark der Wille auf, sie wollte nicht schwach erscheinen. Freudig wollte sie dem Tod entgegengehen. Nein, nicht nur gehen, entgegenhüpfen wollte sie ihm. Sie dachte darüber nach, daß man die alte Schmidtwitwe eine starke Persönlichkeit nannte, weil sie sich so fröhlich in das Unvermeidliche gefügt hatte. Auch sie wollte eine starke Persönlichkeit nach ihrem Tode genannt werden. In allem wollte sie es machen wie die Schmidtwitwe.

Sie nähte auch ihr Totenhemd und bestellte auch ihren Sarg — bei ihrem Bräutigam, der sich nur widerstrebend an die Arbeit machte.

Und zwei Tage darauf stand im Zimmer der Näherin der Sarg, in den sie die Sterbekissen sehr sauberlich hineingelegt hatte. Der Mai verainig. Der Juni ging vorüber und der Juli kam. Die Näherin, die sich stärker denn je als Todeskandidatin fühlte, glaubte jetzt, in dem Monat und womöglich an dem Tage sterben zu müssen, an dem die alte Schmidt das Zeitliche gesegnet hatte. Aber auch dieser kritische Tag ging vorüber, ohne daß sie starb. Die Weihnachts- und die Novemberstürme tobten um den Kastanienbaum, und schon bedeckte der erste Schnee seine entlaubten Äste.

Weihnachten fand vor der Tür und noch lebte die Näherin. Aber sterben mußte sie noch vor Jahreschluß. Das stand bei allen fest.

Die Walschfrau, die im dritten Stockwerk wohnte, meinte: „Gott gibt Ihnen eine so lange Frist, weil sie jung sind.“

Es mußte schon so sein, denn am Silvesterabend lebte die Näherin immer noch. Und schließlich waren es nur noch wenige Minuten vor zwölf Uhr in der Silvesternacht. Da nahm der Schreiner seine Näherin fest in den Arm, um ihr den Abschiedskuß fürs Leben zu geben. Sie schmiegte sich fest an ihn und erwiderte seine glühenden Küsse. Es war ja zum allerletzten Mal. Darüber vergaßen sie, daß die nahe Turmuhr zwölf geschlagen und sie so unbemüht in das neue Jahr hinübergeträumt hatten.

Rings an den Fenstern rief man sich gegenseitig „Prosit Neujahr!“ zu.

„Du Schach!“ sagte da ganz unvermittelt der Schreinerbräutigam, „das alte Jahr ist nun herum und du bist noch nicht gestorben. Mir scheint, das Baumorakel trifft doch nicht immer zu.“

„Ach ja,“ kam es da freudevoll von ihren Lippen, und schon blickte sie dabei auf den neben dem Bett stehenden Sarg.

Am anderen Tag stand im Tagblatt folgendes Inserat zu lesen: Ein funkelneue, noch völlig unbenutzter Sarg ist billig zu verkaufen. Näheres durch die Expedition.

An die Empfindsamen.

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Lösungswort,
Kein Schild, keine Klinke und kein Griff;
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff,
Du ruderst mit ihr vergebens.
Kraft ist die Parole des Lebens;
Kraft im Zuge des Strebens,
Kraft im Wagen,
Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen,
Kraft im Entlagen,
Kraft im Ertragen,
Kraft bei des Bruders Not und Leid
Im stillen Werke der Menschlichkeit.

Im Paradies von Java. Mag Dauthendey, unter unseren Dichtern der, der die tiefste Verwandtschaft mit dem heißen Orient hatte, war es beschieden, kurz vor dem Kriege eine Fahrt nach Java und Neu-Guinea unternehmen und die ersehnten Wunder erleben zu können. Der Krieg hielt ihn dann in Java fest, alle Versuche, aus dem zum Kerker gewordenen Sehnsuchtslande herauszukommen, misslungen, und er starb dort vor Heimweh. In einem Briefe aus Java, den das „Literarische Echo“ in seiner zweiten Februarnummer veröffentlicht, gibt Dauthendey eine wundervolle Schilderung des paradiesisch anmutenden Lebens der Javaner, das in seltsamem Kontrast zu seinem eigenen Leid steht:

„Siehst Du, und diese Schönheit, diese Heiterkeit der Welt, einer glücklichen Menschenrasse, die sich seit Jahrhunderten den Europäern friedlich unterworfen hat und den Krieg seit Urväterzeiten nie mehr erlebte, dieses strahlende Glück paradiesisch friedlich wandelnder Menschen macht mich unglücklicher als ich schon bin. Der Gegensatz zwischen ihrem Seelenfrieden, ihrer Hirtenludlichkeit und meiner Heimwehkrankheit sind mir so bewußt an solchen Festlichkeitsstagen, daß ich mich im Fuß ertränken möchte, oder daß ich ein Schlafpulver nehmen möchte, oder daß ich mir im Bad die Pulsader öffnen möchte. Es ist wie ein Hohn und wie die Hölle aus der Tiefe meines Leides, das Glück der himmlisch Seligen betrachten und beneiden zu müssen. Und überall ist Seligkeit hier. Du kannst gehen, wohin Du willst, alles ist in Harmonie aufgelöst, alles ist sanft, wohlgefällig, glücklich, stetig rundum, die Menschen, die Landschaft, die Tiere, die ewige Sonne und der ewige Friede hier. Neulich machte ich einen Morgenausflug zum See „Bagedit“. Man fährt für neun Cents neun Minuten mit der Bahn. Dann geht man durch Reisfelder und javanische Dörfer und je näher der See kommt, desto laudender kommen Dir wie die Lichter der Seewellen die Gesichter der Frauen und Kinder entgegen. Frauen knien am Weg vor dem Europäer nieder und bieten ihm Seebäumen an, ebenso ihre Kinder knien mit gelben und lila und scharlachenen Blütensträußen, und bieten sich, die Blumen und ihre Mütter dazu an. Alles ist wie im Paradies und das Unschuldigste von der Welt ist hier im Land die Liebe. Der Javane findet es selbstverständlich, daß die Liebe von Auge zu Auge wandert, zugleich mit dem Gedächtnis, das von Hand zu Hand geht. Am See kommen dann Frauen und junge Männer mit Bambusmusikinstrumenten und, indessen ich eine Banane aus der Tasche nehme und am Seeufer sitze und diese verzehre, spielen die javanischen Musikanten um mich her am Boden und den Uferbäumen hodend, und es betrachtet mich eine Schar der blumenpendenden Frauen und Mädchen und alle sehen dabei züchtig und feurig aus wie das ewige Leben, als es eben geschaffen war, am siebenten Tage, wo Gott ruhte und sein Werk betrachtete. Dann führen mich sechs junge Mädchen rudend auf einem Boot, das überdacht war, im Morgenslicht zu einer Insel, die die Liebesinsel genannt ist, wo ein Mann Whisky und Limonade verkauft, usw. Und so geht es alle Tage.“

Einen Abend, als keine Europäer eingeladen waren, ging ich im Dunkeln zum Garten des Sultans, denn ich hörte bei meinem nächtlichen Spaziergang javanische Musik. Diese Musik ist so traumhaft. Sie ist wie eine unwillkürliche Musik und wird von zehn bis zwanzig Javanern zugleich auf vielen Instrumenten gespielt, die zusammen „Gamelang“ heißen. Das ist die Musik, die man hören würde, wenn Mondschein Musik würde, wenn Taupropfen Musik würden, wenn Orangenduft Musik würde, und wenn die zarte Tanzbewegung schöner nackter Javaninnen Musik würde und auch wenn ein angezündetes Feuer Töne, flackernde und gereizte, in Musik abbrennen würde.“

Naturwissenschaft

Die Sonnensucht einer Raupe. Im „Kosmos“ behandelt Dr. Friß Kahn in seiner gewohnten glänzenden Darstellung die Wunder des Heliotropismus, der Sonnensucht, die Pflanzen und Tiere veranlaßt, dem Licht sich zuzuwenden. Er erzählt dabei den Mythos von der Raupe des Schmetterlings Portbefia:

„Die Raupen werden im Frühjahr, offenbar unter dem Einfluß der Wärme, sonnensüchtig und kriechen aus ihren dunklen Winterverstecken den Lichtstrahlen entgegen, bis sie auf die Spitzen der Zweige gelangt sind, wo sie die ersten und weichsten Blätter als Kinderfutter finden. Ihre Lichtsucht ist so stark, daß sie auch in zugeschmolzenen Glasröhren bis ans Ende emporsteigen und hier oben starr verharrten, bis sie verhungern. Sie können sich nicht umwenden. Sie sind, wie sich ein Forscher ausgedrückt hat, förmlich auf den Lichtstrahlen aufgezwickelt. Der amerikanische Physiologe Voeb, der eingehende Studien über den Heliotropismus der Tiere anstellte, schob ihnen das Futter bis auf 1 Zentimeter Nähe von unten her nach — die Lichtstrahlen und vom Licht magnetisch angezogenen Tiere waren nicht imstande, sich umzuwenden, und starben trotz der Zentimeternähe des Futters an Hunger. . . . Auch in der Natur müßte die Portbefia-Raupe, da sie sich ja im Licht nicht umwenden kann, auf den taggefressenen Zweigspitzen sterben, wenn sich nicht an den ersten ein zweiter mindestens ebenso wunderbarer Mechanismus anschließte. Sobald nämlich die Raupe etwas Futter zu sich genommen, ertastet, offenbar unter dem chemischen Einfluß der verdauten Nahrung, die Lichtsucht, und das Tier kann umkehren und auf den inzwischen tiefer belaubten Zweigen neues Futter suchen. Entlaubt man dagegen einen Zweig, so daß die Raupe gar nicht

zum Fressen kommt, so bleibt sie an der Spitze in Sonnenstellung stehen und verhungert, indes ringsumher alles grünt und blüht und ihre glücklichen Geschwister, die durch die Nahrungsaufnahme den Lichtbann gelöst haben, sich frei umher bewegen und zu höheren Formen schöneren Daseins wandeln. Kann eine Spinnraupe von Poe oder Reginald phantastischer sein als diese Geschichte von dem Erwachen der lichtfüchtig werdenden Raupe aus dunklem Winterschlaf, ihrem schlafwandlerischen Aufstieg zu den Zweigspitzen der Sträucher, der Sonnenhypnose der hungernden Tiere und der Lösung des magnetischen Lichtbannes durch den Genuß der ersten Frühlingsspeise? Ein Sonnenmythos aus dem Sagenschatz der Insektenwelt. . . .“

Die Entstehung des Raureißes. Raureiß bildet sich in der jetzigen Jahreszeit auf Grund der Tatsache, daß kalte Luft eine geringere Feuchtigkeitmenge enthält als warme. Der sogenannte Raureiß oder Raureiß entsteht stets nur nach einer bedeutenden atmosphärischen Abkühlung bis unter den Nullpunkt, also nach einem Frost, wenn wärmere, feuchte Luftströme mit relativ höherem Feuchtigkeitsgehalt langsam in das Frostgebiet eindringen. In nächster Nähe der kalten Körper, wie z. B. eines Baumes, einer Telegraphenstange oder eines Hauses löst sich die Luft ab, aus diesem Grunde muß der unsichtbare Wasserdampf sich in fester Form abscheiden, und zwar geschieht das, da die Temperatur unter dem Nullpunkt liegt, nicht in Form von Wassertropfen, sondern von Eiskristallen.

Gesundheitspflege

Appetit und Sättigung. Eigentlich wissen nur wenig Leute es zu erklären, weshalb sie Appetit haben und welche Wirkung die Sättigung hat. Die Hauptursache für den Appetit ist die Blulleere des Magens. Daher verschwindet er, sobald der Magen gefüllt ist und dadurch ein Blutzufluß zu ihm stattfindet. Andererseits erklärt sich auf diese Weise die Tatsache, daß Kranke, die an Bluffstauungen leiden, auch bei leerem Magen keinen Appetit verspüren. Durch die allgemeine Stauung werden auch die Gefäße des Magens reichlich mit Blut gefüllt, und so wird die Ursache des Appetits beseitigt. Das Zustandekommen des Appetits ist so zu erklären, daß die Blulleere des Magens, als Ursache des Triebes, einen der in ihm liegenden Nerven in Erregung versetzt und alle Bewegungen, Vorstellungen und Gedanken hervorruft, die den Trieb auszeichnen. Es ist nun interessant, daß der Nerv, dem man diese Vermittlung zuschreibt, einen gemeinsamen Ursprung mit dem Nerven hat, der Mund und Zunge versorgt. So erklärt sich die bekannte Tatsache, daß ein passender Reiz der Zunge — man denke an die mannigfachen Würzen der Speisen — den Appetit erhöht, ja selbst ihn in solchen Fällen hervorruft, wo die Bedingungen dafür in dem Magen fehlen. Umgekehrt hebt eine Affektion der Mundschleimhaut, die den Zugang zu den Geschmacksapparaten der Zunge erschwert und die normale Geschmacksempfindung aufhebt, schon jede Eklust auf, auch dann, wenn der Magen leer ist und ein Verlangen nach Nahrung vorhanden sein müßte. — Was die Sättigung betrifft, so beruht sie auf einer Kontraktion der Magenmuskulatur, die nach Anfüllung des Magens mit Speisen eintritt. Das Gefühl ist gewöhnlich ein schwaches, steigert sich jedoch bei starker Füllung des Magens zu einem Gefühl der Völle und des Unbehagens. Wird der Magen noch mehr gedehnt, so steigert sich auch die Größe der Kontraktion, und es entsteht ein Krampf, der in hohem Grade schmerzhaft ist. So entstehen die verschiedenen Gefühle, die wir verspüren, je nachdem der Magen mehr oder weniger reichlich gefüllt ist.

Aus der Praxis

Der Zimmergarten im Februar. Im großen und ganzen werden die Zimmerblumen wie im Januar behandelt, wenn sich das kommende Frühjahr auch schon ein wenig bemerkbar macht. Bei den harten Gewächsen in der kühlen Stube müssen wir die Entwicklung möglichst zurückhalten suchen, weil die Pflanzen sonst farblose und übermäßig gelbe Triebe ansetzen; ihre Aufenthaltsräume werden auch weiterhin kühl, aber natürlich frostfrei, gehalten und reichlich gelüftet.

Die Blattpflanzen im warmen Wohnzimmer sollen schon mehr gegossen und bei Sonnenschein sogar besprengt werden. Ruhende Zwiebeln und Knollen, z. B. von Lilien, Cannas usw., können bereits eingepflanzt und in der Stube angetrieben werden. Ebenso kann mit der Vermehrung begonnen werden. Bei Strauch- und Rankenartigen Pflanzen geschieht es durch kräftige Stecklinge. Abgebühte Sträucher werden zurückschnittend, kühl gestellt und mäßig begossen. Die Töpfe mit abgeblühten Zwiebeln stellt man gleichfalls kühl, selbstverständlich frostfrei, und entzieht ihnen, sobald die Blätter zu geben beginnen, allmählich das Wasser. Die völlig eingetrocknete Zwiebel nimmt man aus den Töpfen heraus, reinigt sie und hebt sie trocken auf. Abgebühte Zinerarien, chinesische Primeln und Malblumen haben keinen Wert, aus ihnen wird nichts wieder, weshalb sie auszutopfen und wegzurufen sind.

Dem Nagebedürfnis der Kaninchen soll der Züchter entsprechen. Er lege ihnen Zweige von Laub- aber auch Nadelbäumen in den Stall, damit die Tiere Beschäftigung haben; sonst kann es vorkommen, daß sie den Stall zernagen. Werden sie durch Blechbeschlag daran gehindert, so wachsen ihre Nagezähne derart, daß die Tiere beim Fressen behindert werden und dadurch eingehen können.